

# In freier Stunde

## „Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(1 Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G. m. b. H., München 1935.

„Ich wollte dir die Stimmung nicht zerreißen . . . du hattest dich für diesen Empfang mit soviel Sorgfalt vorbereitet — und es hing soviel davon ab. Wir konnten doch nicht einfach aufbrechen — bevor ich nicht meines Erfolges sicher war. Und es war ein Erfolg, ein endgültiger, Balings spielt für mich, meine Berufung ist so gut wie sicher.“

In seinen Augen war wieder jener kalte Glanz, der sie zeitweilig faszinierte — ein Abglanz von Sternen und Orden, von Brillanten und Epaulettes, und jene feindliche Kälte, die in seinem Ausdruck im Vorborgenen glühte, wenn er im Kreise von Vordermännern stand. Jetzt war sie erschreckt . . .

„Dein Vater ist tot . . .“ Das rief ihn zurück. Ihre Stimme war klein und kraftlos. Er senkte den Kopf. Simone suchte nach Worten, nach Kleingeld des Herzens, wenn nicht anders, aber sie fand nicht einmal die. Sie hatte den alten Herrn auf Warjethen kaum gekannt, nie geliebt. Der Pelz war ein wenig von ihren Schultern gesunken. Tom bemerkte den offenen Fensterspalt, der sich unter der Erschütterung der Fahrt vergrößert hatte.

„Wie unvorsichtig, Simone! Du wirst dich erkälten!“ Er drehte die Scheibe hoch und legte ihr den Kragen enger um die Schultern. Seine Hände berührten ihren Hals, die Fingerspitzen waren kühl wie Schlangehaut. Sie krümmte leicht den Rücken und zog die Schulterblätter empor, ein leises Zittern überfiel sie.

„Du frierst?“ Er nahm das Sprachrohr auf: „Fahren Sie schneller, Benedetto!“

Der Chauffeur gab Gas, der Wagen flog um die Kurven, überholte andere, in der ängstlichen Hektik, in der man sonst vielleicht Geldtransporte zu den Treuhandbesitzern befördert. Dann öffneten sich vor ihnen die schwer verschatteten Promenaden des Tiergartens, mit Pärchen und Gestalten, die sich rasch durch die Lichtkegel der spärlichen Laternen drängten.

Simone schaute Thomas mit einem gelähmten, fast furchtsamen Blick von der Seite an. — Er hatte diese Depeche geöffnet, und niemand hatte ihm angemerkt, was es für eine Nachricht war, die er da empfing. Balings nicht, der neben ihm stand, und sie nicht, die ihn in diesem Augenblick beobachtet hatte. Und kein Wort — um ihr nicht die Stimmung zu zerreißen, und um selbst das gewonnene Terrain im Kampfe um den Erfolg zu befestigen. — Seine Haltung nötigte ihr eine fröstelnde Bewunderung ab.

„Wie lange wirst du fortbleiben, Tom?“

„Fünf oder sechs Tage, ich kann es nicht ganz genau sagen, da ich nicht weiß, wieviel Zeit das Begräbnis und die Erbaueinanderziehung mit meinen Schwestern in Anspruch nehmen wird.“ Er trommelte mit den Fingerspitzen gegen das Glas, ungeduldig, als wäre der Tod in eine unpassende Zeit getreten.

„Und wenn ich nun Lust hätte, dich zu begleiten?“ Sie sah bei ihren eigenen Worten so erstaunt aus, als wüßte sie selber nicht, wie sie auf diesen Gedanken gekommen war. „Wenn alles vorüber ist, natürlich,“ setzte sie schwach hinzu.

Tom wehrte mit einer erschrockenen Handbewegung ab: „Ostpreußen — Warjethen — die Begräbnisatmosphäre — keine Lust für dich, Simone. Daß du überhaupt auf diesen Gedanken kommst. Es ist sehr lieb von dir, nur ich fürchte, daß du dich nicht wohl fühlen wirst.“ — Damals kurz nach der Hochzeit war sie nur zwei Tage im Warjethen Hause gewesen — und diese beiden Tage, als er Simone dem Vater und den beiden Schwestern vorstellte, waren nicht besonders glückliche Erinnerungen für ihn. Was Simone vor jenem ersten und einzigen Besuch Warjethens vom Lande kannte, waren die Feudallife ihrer englischen und französischen Freunde, lauter Sanssoucis auf ihre Art. Parks, Blumen, Treibhäuser, Tennisplätze, Golfpartien und Schwimmanlagen. Viel Gärtner und wenig Bauern.

Sein Sträuben reizte sie zum Widerspruch. Ihr kleiner Mund verzog sich eigensinnig. „Wenn ich nun nachläme, — in drei bis vier Tagen, ich bin mit meinen Nerven so herunter, die Landluft würde mir vielleicht gut tun, die Stille eures Hauses.“

Sie schwieg plötzlich und lächelte. „Unseres Hauses, nicht wahr?“ fragte sie und sah auf. „Warjethen gehört doch jetzt dir, Tom, — uns?“

Er nickte, diese Aussicht schien ihn wenig heiter zu stimmen. „Wahrscheinlich. Wenigstens war es bisher immer so, daß der älteste Hellborn das Gut übernahm, — also ich, da mein Bruder Hans ja drüben schlößert.“ Sein Mund zog sich etwas nach unten.

„Nebrigens ein Danaergeschenk, diese Erbschaft,“ sagte er nach einer kleinen Weile; „ich weiß, offen gestanden, nicht recht, was ich damit anfangen soll. Inspektorenwirtschaft? — Warjethen ist zu entlegen. Mein Beruf. Und die beträchtlichen Schulden . . .“

„Tja!“ — Es war wie ein Federstich.

Er wußte, was dieses kleine, verächtliche Wort bedeutete. Wozu gab es den Namen Bogar und wozu Scheidbücher — nicht wahr? Furchtbar einfach, wenn

Geld gleichbedeutend ist mit der eigenen Unterschrift. Manche Leute brauchen eine falsche . . .

„Eigentlich liegt es sehr hübsch, Wald, See . . . ich habe manchmal an die Tarusallee im Park zurückgedacht.“ Ihr Blick überschragte sich leicht, sie verschränkte die Hände hinter dem Kopf — ihr Ausdruck erfüllte ihn mit einiger Nervosität.

Jetzt marschierten hinter dieser zarten Stirn tausend kostspielige Pläne und Wünsche heran, was man aus diesem Warjethen nicht alles machen könnte . . .

Der Wagen hielt. Sie gingen nebeneinander schweigend in das große Haus. Wie das erste Paar, das einen Festsaal betritt. Schattenlos und zu klein für Räume, die auf das Gelächter vieler Menschen, auf Geschwätz, Porzellangeklänge, Musik und tanzende Paare abgestimmt waren. Simoness Stimme war ganz leise.

„Warjethen, — eigentlich hübsch. So fern, — so still.“

„Gute Nacht, meine Kleine, und auf Wiedersehen in ein paar Tagen, falls du morgen noch schlafen solltest.“ Er küßte sie zärtlich auf die Stirn. „Und diesen Gedanken, nicht wahr, den wirft du dir noch ein wenig durch den Kopf gehen lassen.“

„Land!“ rief Mister Brendly und schwenkte sein vierzelliges Teleskop. Wenige Minuten später behauptete er, bereits die Türme von Cherbourg zu erkennen. Vor den gewöhnlichen Feldstechern mit achtfacher Vergrößerung schwamm allerdings erst ein sehr undeutlicher, heller Streifen südöstlich voraus, den die Opposition mit großer Beharrlichkeit zu einer flach aufsteigenden Wolkenbank abstempern wollte. Schließlich setzte sich aber doch die sachmännische Behauptung des zweiten Offiziers durch, daß dieser blasser Dunststreifen tatsächlich die europäische Küste sei.

Die Passagiere des „Albert Ballin“ stoben aufgeregter nach dem Bug, als befände man sich nicht an Bord eines Ozeantiefen, der die Strecke New York—Cuxhaven mit fahrplanmäßiger Sicherheit und Genauigkeit in sieben Tagen und neun Stunden zurücklegt, sondern als wäre dieser Zwanzigtausend-Tonner die „Esperanza“ des Columbus, mit wochenlangem Durst, Hunger, Skorbut, Meuterei und Hoffnungslosigkeit an Bord.

Hans Hellborn und John Madenzie standen auf einmal verlassen an der Reling des leer gewordenen Promenadendecks. Ueber das Gestänge gelehnt schauten sie auf die Wasserstraße hinab, die gut drei Stodwerke tiefer grün und schaumig vom Schiffsrumpf abstrudelte.

Madenzie und Hellborn, Jagdwaffen und Munitionsfabrik, Chicago-Ost, 13, Railwaystreet. Ein mittelgroßes, gutgehendes Unternehmen, das die beiden Herren zu gleichen Teilen besaßen. Hauptabsatzgebiet waren die westlichen Staaten der Union. Die beiden Dakota, Montana, Colorado und Neu-Mexiko. Aber ebenso gut verkauften sie bis Alaska hinaus. Fairbanks und Klondike waren der Ausgangspunkt ihres Geschäftes und ihrer Freundschaft gewesen. Fairbanks, wo sich die Goldsucher und Pelzjäger mit Waffen und Munition ausstaffieren.

Bis zum Jahre Fünfundzwanzig hatten sie einfach gehandelt, in den Staaten gekauft und im Norden an Digger und Jäger verkauft; aber nicht gegen bar, sondern gegen Ruggets und Felle. Ein mühseliges, und was die Felle angeht, sogar stinkendes Geschäft im Anfang. Aber dann, mit Hilfe von ein bißchen Ehrlichkeit und Anstand, bißen sie die Konkurrenz allmählich tot. Nebenbei brachten sie hin und wieder ein indianisches Totem von ihren Reisen mit nach Hause, oder eine rot

und blau bemalte Büffelhaut. Kostete sie ein Jagdmesserchen oder einen Trommelrevolver, dafür war das indianische Zeug dann aber auch mit dem unbeugbaren Vorzug der Echtheit behaftet und fand in den Staaten weiter östlich ausgezeichnet zahlende Liebhaber. Ja, das waren so Geschäftchen mit ein paar tausend Prozent; im allgemeinen begnügten sie sich mit zweihundert, und das fanden die Kunden im Norden so billig wie geschenkt.

Dann übernahmen sie zu gleichen Teilen in der Railwaystreet eine verfrachtete Fabrik. Ein Fabrikchen. Winter über und bis ins Frühjahr hinein schufteten sie mit einer Belegschaft von zwanzig Mann und ebenso vielen Munitionsarbeiterinnen an den Drehbänken; zweimal im Jahr setzten sie sich abwechselnd ans Steuer ihres „Sturmvogels“ — toi toi toi — und klapperten die alte Tour herunter. Hellborn verstand etwas von Waffen, und Madenzie etwas vom Rugget- und Pelzgeschäft. Wenn das brave Auto die ramponierte Kühlerspitze wieder heimwärts streckte, was gewöhnlich einmal im Mai und das andere Mal in den letzten Oktobertagen geschah, dann konnten die beiden Kompagnons das beruhigende Gefühl mit nach Hause fahren, es wieder einmal geschafft zu haben.

Uebrigens fuhren sie nicht mehr wie Höter ins Land hinein, nicht mehr wie früher mit dem Buckel voller Gewehre und einem Schoß am Gürtel baumelnder Jagdmesser aus Schwedenstahl. Sie waren fein geworden als Fabrikbesitzer, hatten überall ihre Kontore — das heißt irgendeinen Streckenwärter, Telegraphisten oder Budiker auf verlorenem Posten im Felsengebirge oder in den Rodies, bei dem sie ihre Ware lagerten und gelegentlich Markt hielten.

Diese Ueberfahrt war einigermaßen plötzlich gekommen. Für Madenzie jedenfalls völlig unerwartet wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Hans Hellborn hatte sich schon ein paar Jahre lang mit dem Gedanken getragen, die alte Heimat wieder einmal aufzusuchen.

Aber wie das so mit solchen Wünschen geht, dann war dies und jenes dazwischen gekommen, — und wenn ihm jetzt vor vierzehn Tagen nicht der Brief aus Warjethen einen ordentlichen Stoß versetzt hätte, dann wäre dieser Wunsch vielleicht nach langen Jahren nur noch in der Grabrede des Geistlichen vom siebenundzwanzigsten Bezirk für Jolli Hellborn aufgetaucht. Hellborn übrigens, einfach Hellborn; und der fröhliche Kriegsname „Der Jolli“ stammte von Madenzie. —

Also reichte der Kiel dieses Wunsches nicht sehr tief . . . o nein, nicht allzu tief. Man konnte nicht gerade behaupten, daß der Abschied von Deutschland dem Jolli vor zwölf Jahren allzu schwer gefallen war. Auseinandersetzungen mit dem alten Herrn, laut und heftig, ja, man wußte nach so vielen Jahren wirklich nicht mehr, warum es dabei so hart hergegangen war. Hatte zum Teil wahrscheinlich auch an der Pulverstimmung der beginnenden Inflation gelegen. Und dann, man war damals eben ein junger Hund, mit etwas saloppen Manieren vom Baltikum her . . . Hatte in einem Alter bereits ein Landstreichersleben geführt, in dem man sonst noch griechische Extremoporalia schreibt und den Bart des Herrn Direktors fürchtet. Und wer freitagsgewohnt und ewig in Geldverlegenheiten . . . Schwamm darüber, es war ja so ewig lange her, und in der Zwischenzeit hatte man die Ohren steif halten müssen. Also so war das.

Schließlich kam noch der dicke Schädel dazu, den man vom alten Herrn, als einziges Erbteil vorläufig mitbekommen hatte. Und so wären selbstverständlich unter diesen Umständen die Beziehungen zwischen dem

verlorenen Sohn in Chicago und dem alten Herrn auf Warjethen völlig eingeschlafen, wenn Brigitte nicht dagewesen wäre, Jolli Hellborns kleine Schwester.

Damals, als der Jolli von Hause losging, über die Weichsel hinaus und wahrhaftig auch über das große Wasser, damals war Brigitte ein Mädchen von vierzehn Jahren. Jetzt also, wart mal Madamzie, tatsächlich sechsundzwanzig. Durch Brigitte erfuhr man nun von Zeit zu Zeit, wie es zu Hause aussah, durch sie hatte er eine gute Gelegenheit, in der bösesten Inflation hin und wieder ein kleines Dollarwunderchen hinüberflattern zu lassen. Obwohl es dem Jolli da-

mals wirklich noch nicht so rosig ging, daß er sich als Wohltäter aufspielen konnte. Aber um dem alten Herrn zu imponieren. Natürlich dachte der mit seinem steinernen Schädel nicht einmal daran, sich imponieren zu lassen. Im Gegenteil, Brigitte war es streng verboten, den „daraufgelaufenen Luntrus“ etwa in seinem Namen zu grüßen. Es dauerte die biblische Zeit von sieben Jahren, ehe der alte Warjether Anzeichen einer versöhnlicheren Gesinnung zeigte und gelegentlich den „Hans drüben“ wie etwa einen verstorbenen Angehörigen dritten Grades erwähnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Smaragd

Von Thea Rose

Herr Brown wurde in die Kajüte des Kapitäns gebeten, und der Kommandant bat ihn, einen kleinen Auftrag zu übernehmen. „Ich habe es Miß Holl versprochen müssen“, sagte er, „Sie um diese Gefälligkeit zu bitten. Miß Holl reist mit unserem Schiff, und ihr ist ein Smaragd gestohlen worden, der einen großen Wert hat. Sie kennen ja Holl in New York, er ist ein mehrfacher Millionär und liebt seine Frau. Es gibt in dieser Ehe nur einen Grund zum Zank, das ist die unvorstellbare Leichtgläubigkeit und Vergeßlichkeit von Frau Holl, und darum fürchtet sie auch, in ernste Konflikte mit ihrem Gatten zu kommen, wenn der Smaragd nicht wieder herbeigeschafft wird. Wollen Sie die Aufgabe übernehmen?“

Brown überlegte.

„Ich bin bereit“, sagte er dann.

Frau Holl empfing ihn mit einem großen Wortschwall. Ihr sei es unerfindlich, wie der Smaragd fortkommen konnte. Sie habe nur das beste Personal, und von ihren Leuten könne es keiner gewesen sein. Vielleicht der Herr aus der Krim oder die junge Französin.

„Gnädige Frau“, unterbrach Brown den Redefluß, „ich bitte Sie, mir zu sagen, wo Sie den Smaragd zuletzt gesehen haben.“

Frau Holl dachte lange nach.

„Auf meinem Nachtsäckchen in meiner Kabine.“

„Da ist gar kein Furtum möglich?“

„Keiner.“

„Und wer hat Zutritt zu der Kabine?“

„Nur mein Personal — ich reise mit einem Mädchen und einer Gesellschafterin — und natürlich die Stewardesse.“

„Wenn ich Sie recht verstanden habe, kommt Ihr Personal für die Täterschaft nicht in Frage, sondern nur die Stewardesse oder ein Einbrecher. Sie glauben jedenfalls, daß es sogenannte Gentlemaneinbrecher auf dem Schiffe gibt?“

„Wahrscheinlich“, sagte Frau Holl.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau.“

Von dem Kapitän erfuhr Brown, daß die Stewardesse über jeden Zweifel erhaben sei, und daß sie schon viele Jahre auf der Linie fuhr, ohne daß jemals das geringste vorgekommen war. Auch die beiden Persönlichkeiten, von denen Frau Holl gesprochen hatte, kamen für eine etwaige Täterschaft gar nicht in Frage, denn sie fuhrten oft mit dem Schiff. Der Herr aus der Krim war ein bekannter Kaufmann und das französische Fräulein eine bekannte Schauspielerin, die wieder auf eine Tournee in die neue Welt fuhr.

„Bleiben nur die Angestellten der Frau Holl.“

„Die Gesellschafterin ist eine spinöse alte Dame, und das Mädchen ist jung und unerfahren. Beide, glaube ich, eignen sich schlecht für einen solchen Diebstahl.“

Brown verbeugte sich vor dem Kapitän.

„Wir werden sehen, Herr Kapitän. Immerhin ist nicht alles Gold, was glänzt.“

Er ließ sich zunächst die Gesellschafterin rufen, eine typische spinöse Engländerin, die sofort das Vorgehen auf ihn richtete und ihn langsam fixierte.

„Mit welchem Recht wollen Sie mich vernehmen?“ fragte sie spitz.

„Es ist keine Vernehmung“, sagte Brown mit vollendeter Höflichkeit. „Auf Ihnen ruht auch nicht der Schatten eines Verdachts, aber ich wollte Sie bitten, an der Aufklärung dieses Diebstahls zu helfen. Was wissen Sie davon?“

„Wenig, und das möchte ich für mich behalten.“

„Sie machen mich neugierig, indessen, spannen Sie mich nicht länger auf die Folter. Ich weiß, daß Ihre Menschenkenntnis und Erfahrung mehr nützt und hört als andere Sterbliche, und darum wären mir Ihre Befundungen besonders wertvoll.“

Diese Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung nicht, und nun

erzählte die Engländerin zusammenhängend ihre Beobachtungen.

„Frau Holl hat die Angewohnheit, den Smaragd während der Nacht auf das Nachtsäckchen zu legen. Das tat sie auch gestern. Sie schläft schwer ein, und ich halte es für meine Pflicht, ihren Schlaf zu überwachen. So bin ich auch gestern noch einmal in ihrer Kabine gewesen — und habe dabei jemand in der Kabine gesehen.“

„Wen denn?“

„Ich möchte niemand in Verlegenheit bringen, muß ich es sagen?“

„Es kann Sie auf diesem Schiffe natürlich niemand zwingen, aber Sie werden sich durch das Schweigen selbst verdächtig machen.“

„Dann sage ich es natürlich. Es war Miß Evelynne.“

„Das Mädchen?“

„Ja wohl. Sie war sehr nett. Und ich hätte es ihr nie zugeutraut.“

Brown bedankte sich für die Auskunft und fischt sich Miß Evelynne Hastings, die er in die Kapitänskajüte rufen ließ. Er war überrascht von der Schönheit und Intelligenz dieses Mädchens und sprach geradezu väterlich mit ihr.

„Mein Kind, ich bin ein Detektiv.“

„Miß Evelynne klatschte in die Hände.“

„O“, rief sie aus, „ich habe mir immer schon gewünscht, einmal einen richtigen Detektiv zu sehen. Sagen Sie, flehen Sie sich manchmal einen Bart um? Und rauchen Sie auch Pfeife?“

Brown lachte. Wenn dieses Kind eine Verbrecherin war, dann war sie sehr gut als Schauspielerin zu gebrauchen. Es war wohl am besten, wenn er sie etwas in die Fänge nahm.

„Wo haben Sie den Smaragd gelassen?“

Sie lachte.

„Woher wissen Sie denn das? Es war ja nur ein Bruchstück von einem Smaragd, und mein Onkel, der zur See fuhr, brachte ihn mir mit. Ich habe ihn dann einmal, als ich arm am Beutel war, in einem zweitrangigen Leihhause für ein paar Dollars verpfandt und nicht wieder eingelöst.“

„Ich meine den Smaragd Ihrer Herrin. Sie müssen sich durchsuchen lassen.“

„Ich denke nicht daran.“

„Sie werden es über sich ergehen lassen müssen, oder der Kapitän verhaftet Sie.“

Nach der Durchsuchung der Kabine der Miß Hastings fand man den Smaragd unter dem Teppich.

„Also doch“, sagte Brown. „Tut mir eigentlich leid.“

Das Mädchen aber machte durchaus nicht den Eindruck einer geschlagenen Unschuld.

„Recht“, sagte sie.

„Sind Sie schon einmal vorbebestraft?“ fragte Brown.

„Nein. Und ich werde auch nicht bestraft werden.“

„Wenn aber Herr Holl Anzeige gegen Sie erstattet?“

„Das wird er wohl nicht tun.“

„Schade, Sie sind ein nettes Mädchen. Ich könnte Sie vielleicht gebrauchen, wenn diese häßliche Sache nicht wäre. Mit Frauen habe ich im Beruf viele Erfolge gehabt.“

„Wirklich schade“, sagte Miß Hastings, „ich hätte auch wirklich gern mit Ihnen gearbeitet, denn Sie sind geschickter als ich.“

Er wunderte sich über diese Worte, denn gerade dieser Fall war eine ganz einfache Gleichung gewesen, der keine Schwierigkeiten machte. Jeder Dorfpolizist hätte das Geheimnis finden können, wenn er sinngemäß vorgegangen wäre.

Als das Schiff in New York anlegte, wurde Mr. Holl gebeten, sich auf das Schiff zu bemühen. Brown hatte das veranlaßt, um ihn zu fragen, ob er eine Verfolgung wünsche.

„Ah sieh da, der Herr Brown,“ sagte Holl. „Hat meine Gattin Sie wegen des Smaragds bemüht?“

Brown blieb nun doch der Mund offen stehen.

„Woher wissen Sie denn das?“

„Mein Auftrag.“

In diesem Augenblick trat Miss Evelyn hinzu und wurde herzlich begrüßt von dem Millionär.

„Sie scheinen Ihre Aufgabe gelöst zu haben, ich freue mich.“

Und dann wandte er sich an die Herren.

„Ich bin Ihnen eine kleine Aufklärung schuldig, meine Herren. Meine Frau ist sehr unvorsichtig, und ich habe mich daher entschlossen, ihr einen eigenen Dieb zu halten. Diese junge Dame hier, von Beruf Detektivin, wurde von meiner Frau auf meine Veranlassung hin als Mädchen engagiert. Sie sollte ihr alles stehlen, was sie achlos herumliegen ließ, damit sie sich endlich daran gewöhnt, achtzugeben.“

Brown lachte.

„Ein Millionäreinfall,“ sagte er dann.

Gewiß.“

Miss Hastings sah Brown an.

„Kann ich Ihr Lehrling werden?“

„Von Herzen aufgenommen.“

Dann wandte er sich an Holl:

„Aber wenn nun tatsächlich jemand von der Furst an den Smaragd gekommen wäre?“

„Keine Angst, mein Lieber, der echte liegt zu Hause im Safe, der gestohlene war eine Imitation. Ich traue meiner Frau in ihrer Leichtfertigkeit trotz des gemieteten Diebes nicht.“

## Zeitschriften

**Weltstimmen.** Im Oktoberheft der „Weltstimmen“ — Menschen, Bücher, Schicksale in Umrissen — (Französische Verlagshandlung, Stuttgart, monatlich ein Heft für 80 Pfennig) findet man zuerst eine Besprechung von Hans Harslin über das Buch „Die Festung im Gletscher“ von Christian Röck, dann „Literarische Rebenranken“. Will Tissot befaßt sich eingehend mit dem berühmten Roman „Der Strudel“ von J. E. Rivera, der als das eigenartigste und erregendste Buch der überamerikanischen Literatur gilt. „Widnis im Nordland“ heißt die nächste Erzählung von E. G. Erich Lorenz, nach dem Buch von Stig Wehler „Im Tal der Königsadler“. „Auchstedt — ein klassisches Idyll“, ein unbekanntes Kapitel deutscher Theatergeschichte von Karl Bland, dem Schriftleiter der Weltstimmen, verlegt den Leser in eine schöne, vergangene Zeit. Die Geschichte Bremens erzählt Hansgeorg Maier in „Geschichte einer deutschen Stadt“, nach dem Buch von Georg Bessel „Bremen“. Wie R. A. Schröders erste dramatischen Versuche ausfallen, erzählt man in einem Ausschnitt aus seinem Buch „Aus Kindheit und Jugend“. Dann befaßt sich Karl Bland zum 50. Todestag Carl Spitzwegs am 23. September mit dessen Malerischkeit. Noch viel Wertvolles ist in diesem reich illustrierten Heft enthalten.

**Unser Schiff.** Welchen Jungen sollte das nicht interessieren: Flaggengewinn, Piratengeschichten aus der Südsee, der Staffellauf zur Olympia von Athen nach Berlin, Flugformationen, Elektrizität usw., das ist ja eine Goldgrube für ein echtes Jungenherz, und das alles und noch viel anderes mehr bringt das neueste Heft der Jugendzeitschrift „Unser Schiff“ (Französische Verlagshandlung, Stuttgart). „Unser Schiff“ ist eine wirklich reichhaltige, vielseitige, lebendige Zeitschrift, der man anmerkt, daß hier junge Menschen am Werke sind, die die Jugend verstehen und sie zielbewußt zu leiten wissen. Ein echt jugendhafter Ton herrscht in diesen Heften, und mancher Alte wird sich freuen, wenn er einmal einen Blick in „Unser Schiff“ tun kann, denn man erfährt aus diesen Heften so viel von Welt und Leben. Natur und Technik, was uns alle angeht und interessiert.

Mit einem ausschlufreichen Bildbericht über Memelland beginnt „Hella“ — Beyer's Frauen-Illustrierte — (Verlag Otto Beyer, Leipzig) ihre neueste Nummer (29). Sie zeigt den Olympia-Trainingszug 1936, beobachtet einen Weinprüfer bei seiner vielbeneideten Tätigkeit und führt in die Filme „Hans im Glück“ und „Kriegenoll“ ein. Im Modeteil: Neue Hüte, Nachmittagskleider, Mäntel, schließlich etwas vom „Paradies der Frauen“, dem Stoffgeschäft. Sehr willkommen erprobte Vorschläge für eine Hände-Schönheitskur. — Aus dem „Hella“-Heft 30: Bücher sind stumme Lehrmeister! (zur deutschen Buchwoche 1935) / Dänemark — „Das Land der Ehrlichkeit“ / „Erster Theaterbrief aus Berlin“ / Bildbericht aus dem Film „Viktoria“ / Modeteil: Nutzenwendung eines Modeteilberichts / Weiße Abendkleider / Komplets. Der Beitrag: Kleider-Pflege und Kleider-Reinigung verdient besondere Beachtung, ebenso die „Billigen Bildgerichte“. „Blick aus heiterem Himmel“ heißt der soeben beginnende Roman, der sehr interessant zu werden verspricht. „Hella“ erhalten Sie in jedem einschlägigen Geschäft oder direkt vom Beyer-Verlag, Leipzig.

**Die Heintzelmännchen des Hotels.** Im Hotel ist ein ewiges Kommen und Gehen. Alles strahlt vor Sauberkeit, blühblank und gepflegt sind die Räume. Der Gast wird mit Sorgfalt bedient, man ist bemüht, alle seine Wünsche zu erfüllen. Welch eine vorbildliche Organisation gehört dazu, damit der ganze Betrieb stets reibungslos weiterläuft. Eine ganze Armee von Heintzelmännchen ist nötig, die dem Gast fast immer unsichtbar bleiben. Es ist wie in einem ungeheuren Räderwerk, ein Rad greift ins andere. Die meisten Gäste ahnen gar nicht, wie viele Menschen in einem Hotel um ihr Wohlbefinden besorgt sind. Sie wissen kaum, daß viele arbeitende Volksgenossen ohne Nachtruhe bleiben, damit alle ihre Wünsche pünktlich erfüllt werden. Die neueste Nummer (Nr. 43) des Illustrierten Blattes bringt über diese geheimnisvolle Heintzelmännchenwerkstatt „Hotel“ eine ausgezeichnete Bilderseite. Der Humorist W. Abeling bringt eine hübsche Humorseite „Was den Exoten bei uns auffällt“ und ein photographischer Bildbericht des Illustrierten Blattes „Menschen in ihrer Freizeit“ wird viel Interesse finden. Die historische Serie „Kürstenhöfe — damals“ berichtet von dem Freundschaftsbund der Kaiserin Elisabeth und Ludwigs II. von Bayern. Diese besonders reichhaltige Ausgabe des Illustrierten Blattes ist ab Sonnabend überall für 20 Pfennig erhältlich.

„Jetzt steht jeder mal sein Klavier auf, ein Tisch!“ Das ist ein oft gehörtes Kommando, wenn der Besucher einmal die Schule der Pader betritt. Seine Augen weiten sich erhofften Schülerstücken entgegen. Aber was geschieht? Jeder Schüler stellt ein kleines Küstchen vor sich auf den Tisch, das Modell eines kunstgerechten Klaviers nämlich, und der Lehrer überprüft jedes einzelne Stück. — Daß die Verpackung und der Transport eines Möbelstückes und nun gar ein ganzer „Umzug“ eine große technische Leistung, eine Kunst ist, hat jeder von uns schon gemerkt, wenn er den geschickten „Möbel-Männern“ einmal zusah. Aber selten bedenkt man, wie diese Geschicklichkeit wohl erlangt wird. Die neueste Nummer (Nr. 44) des Illustrierten Blattes zeigt in einem hübschen Bilderartikel, was auf einer Pader-Schule alles gelernt wird und welche gründliche Ausbildung die Schüler erfahren. Die historische Serie „Europäische Kürstenhöfe — damals“ führt diesmal nach Bayern und schildert das tragische Ende Ludwigs II. Eine lustige Zeichenreihe „Wenn es damals gegeben hätte“ und eine Bildergeschichte „Der Radausflug“ werden den Lesern viel Spaß machen. Diese sehr interessante Ausgabe des Illustrierten Blattes ist ab Samstag überall für 20 Pfennig erhältlich.

## Hünerstein

**Paul Ernst, „Ein Credo“.** Aufsätze und Betrachtungen. In 2 Bänden gebunden 8,50 M. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, 1935.

Das „Credo“, dem als letztem Band der theoretischen Schriften Paul Ernsts eine ganz besondere Bedeutung zukommt, steht ein mit einer Reihe autobiographischer Berichte, in denen der Dichter zu verschiedenen Zeiten seines Schaffens sich über sein Leben und Werk Rechenschaft gab. Wieder erstehen hier die verzweiflungsvollen Jahre um die Jahrhundertwende, die den wenigen Einsichtigen jener Zeit die großen politischen, sozialen und weltanschaulichen Gefahren und Zerstörungen der Zukunft bereits deutlich ankündigten. Paul Ernst rang damals in völliger Einsamkeit um die Gestalt seines dichterischen Werkes, das er stets als einen Auftrag an sein Volk auffaßte und das von den frühesten Anfängen bis zu den letzten reifen Schöpfungen nichts anderes als ein neues Weltbild aus neuer Sittlichkeit und neuem Glauben darstellte, mit dem das Volk dann weiterleben sollte, wenn es die ihm bevorstehenden Jahre des Verfalls, der Auflösung aller Werte und der seelischen Verflachung und Verweichlichung überwinden hätte. Für die Zukunft also hatte Paul Ernst sein Werk geschaffen; und jetzt endlich ist die Zeit gekommen, in der es zu seiner verdienten Wirkung gelangt.

Jeder dieser zum Teil noch unveröffentlichten Aufsätze, die aus den Jahren von 1909 bis 1932 stammen, liest sich wie für unsere Tage geschrieben. Dabei beschränken sich diese Betrachtungen nicht auf den Bezirk der Dichtung allein; sie greifen über auf alle Gebiete des geistigen Lebens: auf Malerei und Musik, auf Architektur und Philosophie, auch befaßen sie sich nicht nur mit den Fragen der deutschen Kultur, sondern nehmen ihren Stoff aus den Kulturen vieler Völker und Zeiten. Andere Betrachtungen, die sich mit dem neuen Drama und dem kommenden Theater befaßen, greifen unmittelbar ein in die Auseinandersetzungen unserer heutigen Zeit, die diesen entscheidenden Problemen ernsthaft nachgeht und sie von Grund aus zu lösen versucht. Das Kernstück des Bandes stellen in dessen die Aufsätze dar, die aus innerstem Wissen heraus eine Deutung des religiösen Suchens der Gegenwart geben und eine Erneuerung des Christentums aus tragisch-herolischem Lebensgefühl heraus anstreben.